



Markus Huth

Mit 80 Viechern um die Welt

Als Tiersitter auf Reisen

Mit Fotografien
von Markus Huth

 **PENGUIN** VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2019

Copyright © 2019 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Fotografien: Markus Huth

Covergestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg

Covermotiv: Carla Bonnet

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10243-4

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Markules und meinen Drachen

Über dieses Buch

»Einem Menschen, den Kinder und Tiere nicht leiden können, ist nicht zu trauen.« (Carl Hilty)

Ich kam zum Tier wie die Henne zum Ei. Oder das Ei zur Henne. Es ist nicht klar, wer wen gefunden hat: ich die Tiere oder die Tiere mich. Sicher ist nur, dass mein Abenteuer als globaler Tiersitter mit dem Wunsch nach einer besonderen Art des Reisens begann – aber am Ende mein Leben stärker umkremelte als das der Viecher, die ich dabei kennenlernen durfte.

Zunächst eine Klarstellung.

Falls Sie Rat suchen wegen Ihres soziopathischen Katers, der Ihnen morgens den Schinken vom Frühstücksbrötchen klaut; oder wegen des Hundes, der Ihren Gästen immer in die abgestellten Schuhe kackt: Dies ist kein Buch, das Ihnen dabei helfen kann.

Auch wenn Sie Vegetarier werden möchten, bin ich für Sie völlig nutzlos. Gott weiß, dass ich es versucht habe und innerhalb von Stunden kläglich gescheitert bin. Warum musste er Chorizo auch so teuflisch lecker machen.

Dafür kann Ihnen dieses Buch etwas anderes geben.

Eine spannende Reise auf fünf Kontinente. Mit Reportagen aus Welten, in denen Mensch auf Tier und Tier auf Mensch trifft. Oft leben sie zusammen. Manchmal gegeneinander. Und in einigen Fällen einfach nebeneinander.

Dieses Buch erzählt einige ihrer Geschichten.

Inhalt



Prolog	11
Wie wird man Tiersitter?	15
La Gomera (1): Bienenangriff im Paradies	25
Bulgarien: Ranch der Leidenschaften	69
Kirgisistan: Die Schneeleopardin	109
La Gomera (2): Aufruhr in Alojera	139
Kanada: Chester und der Clan des Bären	161
Sri Lanka: Elefanten, Zimt und Pumba	201
Australien: Koala-Krieg auf der Känguru-Insel.	251
Namibia: Unter Weißen	289
Epilog	327
Hinweis	331
Danksagung	332
Praktische Tipps	333

Prolog



Die Schamanin blies dicke Tabakwolken in alle vier Himmelsrichtungen und betete zur Meisterpflanze.

Ich saß an einem geheimen Ort irgendwo auf der planetaren Nordhalbkugel, denn die Zeremonie war im besten Falle eine rechtliche Grauzone, wahrscheinlich aber illegal. Aber ich hatte keine Wahl, schließlich musste ich mich spirituell auf die kommende Reise vorbereiten. Dazu wollte ich ihn treffen: meinen Tiergeist.

Es war stockfinster, und mir ging es gar nicht gut.

Das lag an dem Halluzinationen verursachenden Drogensud, den ich gerade getrunken hatte: Ayahuasca, die »Meisterpflanze« aus dem Amazonasgebiet. Sie schmeckte nach Lakritz.

Eine Nebenwirkung ist Brechreiz, und ich kotzte in einen kleinen blauen Plastikeimer. Genau wie die zwölf anderen Menschen in der einsamen Holzhütte irgendwo hoch oben in den Bergen. Draußen piff der Wind durch die Bäume, drinnen kotzten wir um die Wette, jeder in seinen Eimer.

Oh Meisterpflanze, betete ich, bitte lass mich in der

Dunkelheit nicht aus Versehen in den Speikübel meiner Nachbarin greifen.

»Hilfe, Hilfe!«, jammerte die alte Frau in den Hippieklamotten neben mir. Sie wollte von der Schamanin von ihren »Quecksilber-Parasiten im Gehirn« geheilt werden, wie sie vor dem Ritual gesagt hatte. Nun erschienen ihr im Drogenrausch Gespenster. Sie schluchzte, heulte, weinte.

Ein bulliger junger Mann in weißer Kleidung geisterte im Rausch durch den Raum, dann raus in den Garten, wo er unterm Sternenhimmel einen Baum umarmte, der, so glaubte er, nacheinander Jesus, Plato und Neo aus *Matrix* sei. Hoffentlich fällt er nicht in den großen Kaktus daneben, dachte ich.

Andere summten in der Dunkelheit leise vor sich hin, wieder andere lachten lauthals oder stöhnten.

»Gracias Madre Ayahuasca! Ayahuasca cúrame!« Die Schamanin, ebenfalls nicht ganz nüchtern, schrie auf Spanisch (sie hatte ihr Handwerk im Amazonas-Dschungel von Peru gelernt) mehr, als sie sang, und spielte dazu laut Gitarre.

Und ich musste mich auf meine Aufgabe konzentrieren.

Schließlich kotzte ich nicht zum Spaß, sondern war aus einem wichtigen Grund hier.

Ich wollte meinem Tiergeist begegnen.

Als Vorbereitung auf die animalischste Reise meines Lebens. Über ein Jahr lang würde ich als Tiersitter die Welt bereisen. Da sollte man doch wenigstens seinen eigenen Tiergeist kennen.

Und wenn es nicht mit der Schamanin und der Amazonasdroge klappte, dann wusste ich auch nicht weiter.

Die Kultur der Indianer kennt viele mächtige Tiergeister: zum Beispiel die Schlange, Hüterin der Weisheit. Den Adler, Symbol der Stärke. Oder den Bären, Meister der Heilung und Führung.

Welches mächtige Totem mir wohl erscheinen würde?

Wieder und wieder würgte ich meine Magensäure in den Eimer.

Bis die halluzinierende Wirkung des Ayahuasca einsetzte.

Nach Stunden endlich eine Vision, da erschien er mir: mein Tiergeist!

Aus der Finsternis des Raums schälten sich vor meinem inneren Auge Konturen, Muster und Farben. Trotz der totalen Dunkelheit sah ich meine Hände wie leuchtenden Rauch vor meinen Augen wabern. So als wollte ich meinem Tiergeist winken.

Doch was für ein Tier war es? Schlange, Adler oder Bär ...

»... ein Pfau?«, fragte die Schamanin nach der Zeremonie verdutzt. »Bist du sicher?«

Ja, es konnte keinen Zweifel geben. Ein grün-blau schimmerndes Federkleid war mir erschienen und hatte sich mit Hunderten Augen um mich gedreht, als ob ich in der Mitte eines Karussells stehen würde.

Die Schamanin, eine rundliche Frau mit langem Rock, nickte nun wissend mit dem Kopf und sagte: »Der Pfau ist ein Symbol der Erneuerung, vielleicht tritt dein Leben

in eine neue Phase. Wer eine Verbindung mit dem Pfau spürt, kann über sich selbst lachen und nimmt nicht alles so ernst. Doch Vorsicht: Offenbar neigst du zur Eitelkeit und stellst gerne deine Federn zur Schau.«

Wow, ich hätte keinen passenderen Tiergeist finden können.

Die Reise konnte beginnen.

Wie wird man Tiersitter?



Da war ich also am paradiesischen Arsch der Welt: Der wurstförmige Hund glotzte mich so fragend an, wie ich mich fühlte. Die mies gelaunte Miez forderte Fressen. Ein Koikarpfen schnappatmetete vorwurfsvoll aus dem Becken (ich hatte seinen Keks vergessen).

Eines der Hühner war schon wieder aus dem Stall ausgebüxt und stolzierte frech durch den Garten.

Und als wäre das alles noch nicht genug, flogen die Bienenvölker vom Nachbargrundstück koordinierte Luftangriffe auf mich. Wussten die nicht, dass ich ein netter Tierfreund war? Die summende Wolke um meinen Kopf deutete auf: Nein.

Ich war offenbar der Feind, den sie aus ihrem Paradies vertreiben wollten. Statt in der Hängematte zu baumeln und den Sonnenuntergang über dem Ozean hinter La Gomera zu genießen, rannte ich selbstverteidigend mit der zur Bienen- umfunktionierten Fliegenklatsche über die Terrasse und suchte Deckung.

Aber der Reihe nach.

Beziehungsweise: Was zur Hölle machte ich hier?

Bevor ich zu erklären versuche, was es mit La Gomera auf sich hatte, muss ich etwas gestehen. Ich hätte bis vor Kurzem nicht geglaubt, dass es diese Art zu reisen überhaupt gibt.

Zwar würde ich mich nicht als Pauschaltouristen bezeichnen. Aber dass man auf Reisen für eine Unterkunft bezahlen muss – so mit Geld –, war doch irgendwie selbstverständlich. Oder nicht?

Ich jedenfalls kam nicht mehr umhin, dieses Vorurteil zu hinterfragen.

Und schuld war der Typ aus Uruguay.

Sein Name war Barcelona. Er kam aus Montevideo. Ich begegnete ihm in Bulgarien.

Es war März, und ich lebte seit einigen Tagen in einem Hostel am Fuße der Rhodopen. Ich war ins verträumte Städtchen Plowdiw gekommen, weil ich eine Auszeit vom regulierten Großstadtleben in Deutschland brauchte, und um ein Buch über meine eben zu Ende gegangene Kirgisistan-Reise aufzuschreiben.

Das Hostel war dafür perfekt. Es gefiel mir so gut, dass ich die Wohnungssuche vergaß und zwei Monate im Zwölf-Betten-Schlafsaal lebte. Mit Reisenden und Abenteurern aus aller Welt, die hier abstiegen.

Oft nur für ein oder zwei Tage, um sich von für mich unvorstellbaren Strapazen zu erholen.

Zusammen chillten wir zwischen Katzen, Hängematten, Rucksäcken und Doppelstockbetten. Plowdiw war ein Sammelbecken für Reiseverrückte.

Jedenfalls schienen sie mir so: all die Australier, Polen und Russen, die über den Globus wanderten oder mit Fahrrädern kreuz und quer durch die Welt fuhren. Nichts dabei außer ein paar Klamotten und einem Zelt.

Da war etwa ein Holländer, der aus unerfindlichen Gründen von zu Hause aus Tausende Kilometer hierhergelaufen war und weiter zu Fuß durch den Himalaja wollte.

Oder der Zypriot, der auf seiner Insel sein altes Leben hingeschmissen und seine Ersparnisse gegen ein Motorrad getauscht hatte, mit dem er schon halb Europa abgeklappert hatte. Oder der junge Australier, der mit dem Fahrrad von Griechenland nach Schottland weiter wollte.

Die meisten dieser Rastlosen waren pleite oder kurz davor. Seltsamerweise schienen sie aber auch sehr zufrieden.

Viel zufriedener jedenfalls als die meisten Pauschalurlauber, die ich in meinem Leben getroffen hatte. Die sich immer am Büfett beschwerten, wie fett sie geworden seien, nur um sich dann die Teller vollzuhauen, weil sie schließlich dafür bezahlt hatten.

Je mehr ich mit den wechselnden Bewohnern des Hostels sprach, umso mehr dämmerte mir, dass es da eine Reisewelt zu geben schien, die neunzig Prozent meiner Landsleute nicht kannten. Eine Art Paralleluniversum, in dem alles, was ein Otto Normaltourist mit Urlaub verband, keine Rolle spielte. Statt Erholung suchten sie Abenteuer. Selbst wenn das mit Strapazen verbunden war.

Diesem Paralleluniversum war auch Barcelona aus Montevideo entsprungen.

Eines Morgens lümmelte er am Frühstückstisch im aus Holzlatten zusammengezimmerten Gemeinschaftsraum herum. Er sah aus wie ein Indianer: Lange dunkle Haare rahmten ein gebräuntes, maskulines Gesicht und fielen auf kräftige Schultern. Er trug nur ein einfaches braunes Shirt und eine erdfarbene Hose. Fehlte nur noch ein Tomahawk in seiner Hand.

»Hey, Kumpel, brauchst du was?«, nickte er mir auf die entspannteste Weise zu, die ich je bei einem Menschen beobachtet hatte.

Ich hielt ihn zunächst für einen der üblichen Verrückten hier. Doch zu meiner Überraschung war er weder von Südamerika nach Europa geschwommen, noch fuhr er Fahrrad. Genau wie ich wollte er für längere Zeit im Hostel bleiben.

Wir unterhielten uns kurz.

Er war Ingenieur und gerade ziellos am Rumreisen.

Dann stellte er mir eine weltverändernde Frage: »Sag mal, Kumpel, bezahlst du hier etwa?«

Ich perplex: »Du etwa nicht?«

Da sprang der letzte Mohikaner vom Tisch auf, schnappte sich aus der Ecke keinen Tomahawk, sondern einen alten Besen und wirbelte damit demonstrativ durch den Raum.

»Ich arbeite hier!«, rief er augenzwinkernd.

Das musste er mir jetzt aber genauer erklären.

Wie sich herausstellte, musste er nicht nur nicht bezahlen. Nein, er bekam auch noch das Essen umsonst!

Ich vermutete zunächst eine zwielichtige Abmachung mit dem Manager. Aber falsch gedacht.

»Kennst du nicht Housesitting oder Workaway?«.

Workawas?

Und dann erzählte er mir von einer unbekanntem Welt. Und die begann im Internet. Darin gab es diese Seiten, wie mindmyhouse.com oder workaway.info, mit denen man sich in die Ferne arbeiten könne.

Barcelona hatte zudem eine Freundin dabei, die hier ebenfalls »arbeitete«. Und dann gesellte sich noch der laufende Holländer zu uns, der das Gleiche tat. Von uns vier war ich der einzige zahlende Gast hier.

Und der Alltag der »Arbeiter« schien sich von meinem Urlaub nicht groß zu unterscheiden.

Außer dass sie Neuankömmlingen ein Bett im Schlafsaal zuwiesen und ab und zu mal durchfegten.

Ich kam mir leicht veräppelt vor.

Sofort klappte ich meinen Computer auf und sah mir dieses Workaway mal genauer an. Menschen waren hier in Gastgeber und Freiwillige (»Volunteers«) unterteilt und hatten gebildete Profile, die darüber Auskunft gaben, wo sie wohnten, wohin sie reisten und was sie gerne machten.

Zudem boten die Gastgeber Unterkunft und Essen im Austausch gegen Arbeitskraft an. Die Freiwilligen waren

entsprechend bereit, ohne finanzielle Entlohnung zu arbeiten. Verrückt.

Offenbar konnte man so wirklich die ganze Welt bereisen.

Um Freiwillige warb etwa ein Berber-Clan in Marokko, ein botanischer Garten auf Madagaskar oder eine Noma-familie in der Mongolei. Die Aufgaben reichten von Rezeptionsdienst über Reparaturen am Haus bis hin zu Sprachunterricht.

Alles schöne Orte, sicher.

Aber ehrlich gesagt hatte ich auf keinen dieser Jobs besonders große Lust.

»Magst du Pferde?«, fragte Barcelona, den diese Frage noch indianerähnlicher erscheinen ließ.

Nun ja, »mögen« war vielleicht etwas zu euphorisch ausgedrückt. Das erste und letzte Mal hatte ich in Kirgisistan auf einem Gaul gesessen – doch da wusste ich nicht, was ich tat. Schmerzhaftes Erinnerungen wurden wach, an meine wunden Schenkel und einen Beinahesturz in einen Bach.

»Ich will auf jeden Fall mehr über Pferde lernen«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Daraufhin berichtete Barcelona, dass er als Nächstes auf einer bulgarischen Pferderanch anheuern würde, natürlich auch über diese Webseiten.

Und dann sagte er: »Also, wenn du mehr Komfort brauchst und Tiere magst, dann ist vielleicht House-sitting was für dich.«

Hauswas?

Da hatte Barcelona einen wunden Punkt bei mir getroffen. Denn ich muss noch etwas gestehen: Ich mag Tiere.

Jedenfalls die halbwegs plüschigen. Außer Ratten vielleicht.

Ich kann auch nicht genau erklären, warum.

Aber als ich noch Journalist bei einer Nachrichtenagentur war, haben sich meine Kollegen immer über mich lustig gemacht, weil ich Tiergeschichten quasi animagisch anzog.

»Tiere gehen immer« ist zwar eine journalistische Grundregel.

Aber niemand hat es damit so weit getrieben wie ich.

Einige Beispiele gefällig?

Ich war »Knut-Beauftragter« der Agentur und berichtete vor Ort, nachdem der berühmte Eisbär Knut plötzlich tot von seinem Felsen im Berliner Zoo gekippt war.

Und der einzige Leserbrief, den ich je bekommen habe, stammte von einer verärgerten Ponyfreundin. Also, eigentlich war der Brief an meinen Chef gerichtet. Jedenfalls verlangte sie meine Bestrafung, weil ich einem Pony namens Laski auf einer Hamburger Pferdemesse eine strubbelige Frisur zugeschrieben hatte sowie seinen niedrigen Kaufpreis mit viel teureren Rassepferden verglich.

»Laski ist sicher viel mehr wert als so ein blöder Holsteiner«, monierte sie.

Mein Chef degradierte mich deswegen zwar nicht. Aber der Spott der Kollegen war mir gewiss.

Und schließlich ist es traurig, aber wahr, dass einer der erfolgreichsten Artikel meiner Agenturzeit von einem Luxushuhn namens Lotte handelte. In der Journalistenwelt gibt es für solche »Storys« leider keinen Hennen-Nannen-Preis.

Das Huhn lebte als verwöhntes Haustier im Marco-Polo-Tower, einer der teuersten Immobilien in Hamburg. Lottes Frauchen konnte nicht arbeiten gehen, weil das Huhn nicht gerne alleine war. Die Zeitungen konnten nicht genug bekommen von dieser Geschichte. Sie vermeldeten später sogar Lottes Tod. Das Huhn war an Darmkrebs gestorben, obwohl Herrchen und Frauchen zuvor viele Tausend Euro für eine OP bezahlt hatten.

Wenn ich jemandem diese Geschichte erzählte, dann hielt er die reichen Hühnerbesitzer für verrückt. Was? So viel Geld für ein Huhn? Wie vielen armen Kindern hätte man damit helfen können? Aber ich konnte auch Lottes Pflegeeltern verstehen.

Sie liebten eben dieses Huhn, und auch ein Tierleben war schützenswert.

Jedenfalls klangen Tiere und Komfort für mich verlockender als Hausarbeiten bei den Berbern in der Wüste.

»Was ist dieses Housesitting?«, fragte ich Barcelona.

Ihm zufolge funktionierte das Ganze so: Auch Menschen mit schönen Häusern müssen mal in den Urlaub. Vor allem die mit Haustieren brauchen dann jemanden, der auf alles aufpasst und die kleinen Flohfänger füttert.

Oft kommt man mit Housesitting sogar luxuriös an exotischen Orten unter – und das kostenlos.

So jedenfalls die Idee.

Und die klang spitze!

Das wollte ich unbedingt machen.

Als Tiersitter um die Welt!

Gesagt, getan.

Ich war voll motiviert für meinen ersten Einsatz.

Nachdem ich mit Barcelonas Hilfe im Internet die entsprechenden Seiten ausfindig gemacht, Profile angelegt und Bewerbungen an Haustierbesitzer rausgeschickt hatte, landeten in den nächsten Tagen unzählige Absagen in meinem elektronischen Postfach. Kein Platz, Termin passt nicht oder einfach zu viele Bewerber. Verdammt, offenbar hatten schon sehr viele Menschen von dieser mir unbekanntem Art des Reisens gehört. Gerade wollte ich aufgeben, da flatterte eine E-Mail herbei.

Von einem gewissen Martin.

Betreff: »Gomera, hinter den Bergen«.

La Gomera (1)



Bienenangriff im Paradies

Oh Martin, gesegnet seien deine limitierten Englischkenntnisse. Denn das war der Hauptgrund, warum er mir schrieb.

»Hallo Markus«, las ich auf dem Computerschirm, »im Gegensatz zu unserem Sohn, Maler, Jahrgang 82, sprechen wir gar nicht gut Englisch, da trifft es sich gut, dass wir dir auf Deutsch schreiben können.«

Aha, Martin hatte auch noch einen Sohn, der im selben Jahr wie ich geboren war. Das schuf neben der deutschen Sprache offenbar eine vertrauensvolle Verbindung. Und Vertrauen war, wie ich durch die bereits zahlreich eingegangenen Absagen gelernt hatte, beim Housesitting ausschlaggebend.

Ist ja auch klar. Wenn man sein Heim schon einem völlig Fremden anvertraut, dann muss das Bauchgefühl stimmen.

Weiter schrieb Martin: »Wir suchen für Haus, Garten, Kleintiere (ein Hund, eine Katze, vier Hühner, alle ziemlich klein) einen Betreuer, der es zu schätzen weiß, relativ abgelegen (aber mit Internet) in einer grandiosen

Landschaft fünf, sechs oder mehr Wochen zu verbringen.«

Das klang perfekt.

Jetzt gab es nur noch eine Frage zu klären.

Wo und was war La Gomera?

Eine kurze Recherche gab Antworten.

Es ist die zweitkleinste der sieben kanarischen Hauptinseln, die zu Spanien gehören und vor der Westküste Afrikas liegen, etwa auf der Höhe der Sahara.

Mit rund zwanzigtausend Menschen hat La Gomera so viele Einwohner wie die ostdeutsche Kleinstadt, in der ich aufgewachsen war.

Allerdings war das Wetter deutlich besser.

Die Kanaren – zu denen noch Teneriffa, Lanzarote, Fuerteventura, La Palma, El Hierro, Gran Canaria und ein paar Nebeninseln gehörten – waren aufgrund des immer warmen, subtropischen Wetters ein beliebtes Winterziel des europäischen Massentourismus.

Martin hatte von einem kleinen Hund und einer Katze gesprochen. Ein Kinderspiel!

Eine Katze hatte ich sogar schon mal als Kind gehabt.

Eine schwarze. Sie war wie die meisten Katzen froh, wenn man sie in Frieden ließ, fütterte und ab und zu mal streichelte, fertig.

Und vier Hühner, pah! Sicher eine leichte Übung.

ICH war es schließlich, der das Hamburger Luxus-huhn Lotte berühmt gemacht hat.

Der Aufgabe fühlte ich mich mehr als gewachsen.

Nach kurzem E-Mail-Austausch und Skypefonat – bei dem ich Martin als leger gekleideten, gebräunten Rentner kennenlernte – hatte ich meinen ersten Tiersitterauftrag in der Tasche.

Die Sache mit La Gomera war nur, dass man die Insel mangels internationalem Flughafen nicht direkt anfliegen konnte, es war kein Ort, der einfach zu erreichen war.

Bei meiner Recherche hatte ich gelesen, dass das schon seit der Antike so gewesen war.

Die Kanarischen Inseln waren erstmals im fünften vorchristlichen Jahrhundert in den Aufzeichnungen karthagischer und griechischer Seefahrer aufgetaucht.

In Zeiten, in denen die Erde als flache Scheibe galt, markierten die Kanaren deren äußersten Rand. Dahinter fiel man ins Nichts.

Einige vermuteten, dass diese paar Inselchen die Reste des versunkenen Kontinents Atlantis waren. Andere, dass am Rand der Welt die Glückseligen lebten, die keine Sorgen kannten.

Der römische Offizier und Gelehrte Plinius (der Ältere) erwähnte im ersten Jahrhundert nach Christus erstmals den Namen »Canaria«. Wegen der großen Hunde (lat. Canis), die auf Gran Canaria leben sollten.

La Gomera war also eine Hundeinsel und damit die perfekte Tiersitter-Destination.

Doch zunächst Ankunft am Flughafen von Teneriffa.

Von hier musste ich erst mal mit dem Überlandbus zur Fähre und danach eine knappe Stunde übersetzen.

Die Fährstation auf Teneriffa liegt im Ort Los Cristianos im Süden der größten Kanareninsel. Dort wälzten sich Massen an sonnenverbrannten Sandaléntouristen aus Deutschland, England und Russland über die Uferpromenade, mit unzähligen Shops, Hotels und Restaurants. Ein Notfallgebiet für »Dermatologen ohne Grenzen«.

Nichts wie weiter.

Ungeduldig wartete ich auf die Fähre, die mich zu der zwanzig Kilometer entfernten Schwesterinsel bringen würde.

Und dann, endlich, sah ich sie zum ersten Mal. Während sich die Fähre auf und ab wankend durch die Wellen arbeitete, schälten sich die Umrisse La Gomeras nur widerwillig aus der Ferne.

Die Insel schien wie eine uneinnehmbare Festung. Kein Wunder, dass die Spanier lange an der Eroberung scheiterten und sich erst Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts festsetzen konnten.

Ich erkannte schroffe Felsen bespickt mit Palmen, die wie Irokesenfrisuren im Wind wankten.

Rums!

Es warf mich fast über Bord, als wir mit einem heftigen Ruck im Hafen der kleinen Inselhauptstadt San Sebastian andockten.

Die Menschen, die nun den schwimmenden Stahlwal verließen, sahen ganz anders aus als die besockten Sandaléntouristen auf Teneriffa.

Viele sprachen Spanisch.

Aber auch viel Deutsch war zu hören. Allerdings ohne die Vokabeln Reisebus, Strandhandtuch oder Hotel-Vollpension.

»Karin, haben wir noch genug Thunfischdosen in der Speisekammer?«, fragte ein gebräunter Rentner seine Frau.

»Ja, aber das Toilettenpapier ist fast alle, wir müssen noch an der Kaufhalle vorbeifahren.«

Offenbar lebten diese Deutschen mit angestaubtem Vokabular hier. Dann sah ich einen Mann, dessen Alter aufgrund der blond-brünett-grauen, also eigentlich farblosen Lockenmähne auf dem Kopf und im Gesicht nur schwer zu schätzen war. Seine Füße steckten in Birkenstocksandalen und der Körper in indisch anmutenden Fetzen.

»In Liebe und Dankbarkeit, wir sind gesegnet, hier zu sein«, murmelte er, und seine blauen Augen leuchteten feucht.

Es stimmte anscheinend, was ich gelesen hatte: La Gomera war ein Sehnsuchtsort für Hippies.

Ende der Sechzigerjahre waren zunächst die Blumenkinder aus Amerika und Kanada gekommen, später auch aus Deutschland.

Freie Liebe unter Palmen, am Lagerfeuer gegen den Vietnamkrieg ansingen, beim Trommeln der Bongos im Sonnenuntergang am Strand in Ekstase tanzen und den Einheimischen die Avocados, Orangen und Feigen von den Bäumen klauen. Das war La Gomera.

Damals gab es hier noch keinen Tourismus. Keine Fähre, keine Hotels. Die Hippies campen am Strand oder lebten in den natürlichen Höhlen in den Felsen der Insel.

Sie suchten ein ursprüngliches Leben, fernab der Zivilisation.

Aber nicht nur Hippies standen auf La Gomera.

Auch die deutsche Bundeskanzlerin, Angela Merkel, machte hier regelmäßig Urlaub.

Irgendwie konnte ich mir nicht so recht vorstellen, wie die Kanzlerin zum Klang der Bongos im Vollmond nackt ums Feuer tanzte. Das hätte sie in konservativen Kreisen relativ unwählbar gemacht.

Aber Angela Merkel war natürlich kein Hippie, sondern liebte das Wandern. Die Insel hatte sich schnell zum Wanderparadies entwickelt, mit gut sichtbaren Pfaden durch den Lorbeerwald und die Berge inklusive atemberaubenden Ausblicken auf den Atlantik.

Obwohl La Gomera das Hippie-Image noch immer anhing, zog die Insel inzwischen aber vor allem sportliche Alternativurlauber mit gut gefüllten Geldbeuteln an. Nur eines gab es auf La Gomera zum Glück nicht: Bettenburgen für den Massentourismus.

Ich verließ die Fähre fast als Letzter.

Die warme Seeluft wehte mir um die Nase, die Sonne wärmte mir die Haut, wo sie nicht von Shorts und T-Shirt bedeckt war.

Als sich die Passagierwolke vor mir auflöste, stand auf

dem Parkplatz nur noch ein einziger Mann. Ein Hüne mit ergrautem Haar und gebräunter Haut.

Martin.

Beiges Shirt, beige Hose, dunkle Sonnenbrille und in bester Rentnerform. So sah also jemand aus, der seinen Lebensabend im sonnigen Dauerurlaub verbrachte. Vielleicht hatten die alten Römer recht: Hier lebten die Glückseligen, die keine Sorgen kannten.

Zu Martins Füßen saß etwas, das auf den ersten Blick aussah wie eine große Ratte. Auf den zweiten wie eine Mischung aus Tasmanischem Teufel und übergewichtigem Rauhaardackel.

Mein Gott, das war der hässlichste Hund, den ich je gesehen hatte!

Das Fell Fifty Shades of Braun. Nur die Dauerhechelzunge leuchtete pink. Und auf das Vieh sollte ich jetzt zwei Monate aufpassen?

»Grüß dich! Na, guck mal, Mini, da ist dein neuer Chef!«, rief ein gut gelaunter Martin mit sächsischem Dialekt.

Daraufhin tappselte die Ratte in meine Richtung.

Als frischgebackener Tiersitter fühlte ich mich jetzt verpflichtet, meinem künftigen Schützling eine herzliche Willkommensgeste zukommen zu lassen. Auch Martin schien darauf zu warten.

Also Augen zu und bücken.

»Naaaa, du bist ja ein hübscher Hund«, log ich und tätschelte dem haarigen Scheusal vorsichtig den Kopf.

Hoffentlich war es nicht bissig.

Doch die Ratte machte keine Anstalten, mich zu beißen. Sie schien sich eher vor meiner Hand zu fürchten und zuckte ängstlich zurück.

»Was ist denn das für eine Rat... , äh, Rasse?«, fragte ich Martin anstelle einer Begrüßung.

»Gar keine und viele! Mischling.«

Ich verschwieg ihm besser meine Vermutung zur Mischung.

Wir liefen über den Parkplatz. Der kanarische Wind wehte mir fast den Panamahut vom Kopf, den ich noch drüben auf Teneriffa als Sonnenschutz gekauft hatte.

Wir stoppten vor einem schmutzweißen Hochdachkombi.

Das musste der versprochene »Jeep« sein, den ich hier bald selbst fahren würde.

»Der ist etwas kaputt, meine Frau ist wogegen gefahren«, sagte Martin.

Ich öffnete mit einem lauten Krachen die beschädigte Beifahrertür. Erstaunlich elegant hopste die Ratte hinein und verkroch sich unter dem Sitz. Dann machte es: »QUIIIIIIIIEEEK!«

Ein ohrenbetäubendes Quietschen mit der Frequenz von Fingernägeln auf Schiefertafel.

Das war die Reaktion des Hundes auf meinen Versuch, den Sitz für mehr Beinfreiheit nach hinten zu verschieben.

»Mini ist sehr schreckhaft, vor allem bei Füßen«, erklärte Martin.

Er vermutete, dass sie – Mini war eine Sie – als Welpen getreten worden sei.

Jetzt hatte ich Mitleid mit dem kleinen Scheusal.

Wir fuhren durch die Inselhauptstadt San Sebastian.

Die mit Palmen bespickte Stadt aus pinken, blauen und weißen Würfelhäuschen klammerte sich an einem kargen Berghang fest und überblickte mutig den tiefblauen Atlantik.

Beeindruckend war die Aussicht auf den mächtigen Vulkan Teide drüben auf Teneriffa, der direkt hinter den Häuschen zu thronen schien.

San Sebastian verfügte über einen natürlichen Tiefseehafen, der einst den prominentesten Besucher La Gomeras angelockt hatte: Christoph Kolumbus.

Der berühmte italienische Seefahrer im Dienst der spanischen Krone lud hier 1492 zum letzten Mal Proviant auf, bevor er nach Westen über den Atlantik segelte und auf der Suche nach einer schnellen Route nach Indien über Amerika stolperte.

Zahlreiche Gomeros heuerten auf seinen drei Schiffen als Matrosen an. Und der neue Kontinent wurde, da sind sich die Inselbewohner sicher, mit Wasser aus La Gomera geweiht.

Doch zunächst hatte Kolumbus viel länger als geplant auf der kleinen Kanareninsel Station gemacht.

Wegen der schönen Beatriz de Bobadilla, der zahlreiche Affären nachgesagt wurden – unter anderem auch

mit dem spanischen König Ferdinand II., genannt »der Katholische«.

Dessen Frau, Königin Isabella von Kastilien, soll ihre kontaktfreudige Hofdame Beatriz schließlich aus Eifersucht auf die Kanaren versetzt haben. Schließlich ist nichts beruhigender, als die Konkurrenz tausendfünfhundert Kilometer über den Atlantik zu wissen.

Sehr zur Freude von Kolumbus, der noch mehrere Male nach La Gomera zurückkehrte.

Arm an Sehenswürdigkeiten, präsentierte San Sebastian in seinen engen Fußgängergassen stolz die Spuren des Seefahrers, reale und vermutete.

Im Zentrum lag der Plaza, mit einer frisch aufgestellten Kolumbus-Statue, und etwas weiter stand eine hübsche Kirche, wo der Seefahrer gebetet haben soll. Und es gab das »Casa de Colón«, wo er während seines Aufenthalts angeblich wohnte. Ein kleines weißes Haus, das heute eine Ausstellung präkolumbianischer Kunst zeigte.

Ein »Casa de Merkel« gab es übrigens nicht. Die Kanzlerin stieg stattdessen regelmäßig im Luxuskomplex Hotel Jardín Tecina an der Südküste ab.

Wir passierten einen kleinen Festungsturm, der inmitten eines Parks mit Palmen und bunten Blumen lag. Der weiß-braune Trutzquader hieß Torre del Conde, erbaut noch vor Kolumbus' Zeiten und einer der Schauplätze des grausamsten Kapitels gomereanischer Geschichte.

Denn die schöne Beatriz war nicht die Einzige, die ein kleines Treueproblem hatte. Auch ihr Ehemann Hernán Peraza, der erste spanische Gouverneur La Gomeras, schlief gerne mal in anderen Betten.

Doch das ging gründlich schief.

Als bekannt wurde, dass er eine illegitime Beziehung mit einer lokalen Gomera-Schönheit hatte, war bei seinen unterdrückten Untertanen das Maß dermaßen voll, dass sie ihn 1488 ermordeten. Obwohl natürlich auch die langjährige Unterdrückung eine Rolle gespielt haben könnte.

Beatriz verschanzte sich derweil mit ihren Soldaten im Torre del Conde und wartete auf Hilfe. Die kam in Form des blutrünstigen Gouverneurs von Gran Canaria: Pedro de Vera.

Um den Mord zu rächen, ließen er und Beatriz jeden männlichen Gomero exekutieren, der älter als fünfzehn war. Die Frauen wurden den Soldaten zum Vergewaltigen überlassen, die Kinder als Sklaven verkauft.

Auf mich wirkte San Sebastian, als hätten solche Grausamkeiten hier nie stattfinden können. Der Festungsturm lag in einem idyllischen Park mit exotischen Pflanzen. Trotzdem war es mir, als ob ich den Rattenhund unter meinem Sitz vor Angst leise quieken hörte. »Tiere sollen ja einen siebten Sinn für gewisse Schwingungen haben«, dachte ich.

Und so fuhr ich mit Martin weiter durch San Sebastian.